

五

Eugen Ruge

POMPEJI

oder

Die fünf Reden des Jowna

Roman

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
der dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2023 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Gesetzt aus der Kepler Std
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Einbandmaterial und Vorsatzpapier:
Surbalin der Fa. peyer graphic GmbH, Leonberg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2023
ISBN 978-3-7632-7500-7

*Als Koch hast du gearbeitet und als Kalkbrenner,
Wurstmacher und Bäcker, du bist Bauer gewesen,
hast bronzenen Kleinkram hergestellt,
du bist Hausierer gewesen und jetzt machst du Krüge.
Hast du aber Fotzen geleck, dann hast du alles gehabt.*

Graffito in Pompeji, Praedia der Iulia Felix
(Regio II, Insula 4, Eingang 10 – Hintereingang)

Glücklich ist dieser Ort!

Graffito in Pompeji, aus der Via Stabiana

*Ich verabscheue die Armen!
Wer auch immer etwas umsonst
erbittet, ist ein Holzkopf.*

Graffito in Pompeji, Fassade einer Bäckerei (I 12, 3)

Sodom(a) Gomora

Graffito in Pompeji, Speisezimmer des Hauses (IX 1, 26)

Vorrede

Sogar der Kaiser, erzählt man, habe geweint: der göttliche Titus, Bezwinger Jerusalems. Soll man es glauben? Jedenfalls hat er den Überlebenden Hilfe versprochen: Aufbauhilfen, Entschädigungszahlungen für den verlorenen Besitz. Was natürlich Besitz voraussetzt.

Und dass man überlebt hat, klar. Vermutlich hat der Göttliche nach den ersten Berichten, die von Misenum nach Rom getrommelt wurden, damit gerechnet, dass es nur noch Wenige gebe, die Entschädigung beanspruchen könnten. Aber da hat er sich geirrt. Abgesehen davon, dass sich die meisten Landhausbesitzer am Tag der Katastrophe auf ihren Landgütern befanden – es war prächtiges Wetter, ein milder, duftender Herbst –, hätten die Berater seiner kaiserlichen Majestät selbige darauf aufmerksam machen können, dass es so etwas wie *Erben* gibt: Ehegatten und Söhne, Enkel und Neffen oder, wenn gar nicht anders, die Tochter der Ehefrau des Onkels des Enkels des Verstorbenen und so weiter. Wenn es um Besitz geht, findet sich immer jemand, der Anspruch erhebt. Und es findet sich immer ein Anwalt, der sich erbieht, diesen Anspruch durchzusetzen.

Und so sind sie nach Rom gefahren, die Besitzenden oder angeblich Besitzenden, die tatsächlichen und vermeintlichen Anspruchsberechtigten, die Schönen und Rei-

chen ebenso wie die Hässlichen und Reichen, ganz gleich, ob samnitischer oder latinischer Herkunft, ob Popularen oder Optimaten, ob ehemalige Befürworter oder Gegner Josses. Beim Geld hört die Feindschaft auf. Alle sind sie nach Rom gefahren, bereit und willens, der Kommission, die der Kaiser aufgrund des Andrangs hat gründen müssen, Rede und Antwort zu stehen. Zeugen werden bemüht, um Grundflächen verschütteter Villen zu bestätigen und nie gesehene Wandgemälde zu taxieren; Gutachten werden erstellt und Listen ominöser Wertgegenstände erarbeitet; Rechnungen werden gefälscht und erstaunliche Geldbeträge erinnert. Es wird gefeilscht und verhandelt, ein langwieriger Prozess, die Kommission ist überfordert, die Wartezeiten sind erheblich, und die Anträge stauen sich.

Schon wächst das erste Gras auf der Asche. Schon haben die Mauerspechte, wie sie genannt werden, die wenigen Überreste abgetragen, die aus dem Schutt hervorragten, schon wird der Marmorgiebel des Kapitols in Einzelteilen im neapolitanischen Baustoffhandel verkauft. Aber noch immer residieren die Antragsteller wartend in römischen Hotels oder Gästezimmern und verbringen ihre Abende damit, die notorisch gelangweilte Gesellschaft mit Berichten über die Katastrophe zu unterhalten, die sie größtenteils gar nicht miterlebt haben. Gewiss, man muss kein Vogel sein, um den Himmel zu beschreiben. Und manches sieht man aus der Entfernung sogar besser. Da, wo für die Dabeigewesenen nur Dunkelheit und Verwirrung gewesen ist, hat der entfernte Betrachter das Schauspiel in voller Ausdehnung bewundern können: jene inzwischen berühmte Wolke, die sich, je nach Berichterstatter, wie eine Pinie oder ein Schirm oder eine Stierleber, wie ein Ge-

schwür oder ein Grünkohl über dem Monte Somma (oder neben dem Monte Somma, über dem kleineren Vesuv) erhob und irgendwann, nach acht oder zehn oder möglicherweise auch nach zwölf Stunden, in sich zusammensackte und, je nach Berichterstatter, mit der Geschwindigkeit einer Flutwelle oder eines Streitwagens, eines Pfeils oder eines aus dem dritten Stock herabfallenden Soldatenstiefels an den Hängen des Gebirges hinabstürzte und alles, was ihr im Weg war, unter sich begrub.

Aus heiterem Himmel, so heißt es immer wieder, sei das Unglück gekommen. Diesen Eindruck scheinen auch die zu bestätigen, die an Wirtshaustischen oder auf Marktplätzen ihre Version der Katastrophe zum Besten geben, angefeuert von den Spenden der sie Umdrängenden, sei es in Form geistiger Getränke oder geprägter Münze. Die Leute, die hier zu Wort kommen, sind zumeist plumpe, ungewaschene Gestalten, das sogenannte Volk; es neigt bekanntlich zu Übertreibungen. Die Erzähler überbieten sich gegenseitig, stacheln einander auf, und es bleibt nicht aus, dass sie einander Dinge bestätigen, die sie nie gesehen haben, nur um nicht als dumm dazustehen. Nicht bloß vom Steinregen ist immer wieder die Rede, von Asche und giftigem Rauch; manche wollen den Geistern der Unterwelt begegnet sein, obgleich sie angeblich die Hand vor Augen nicht mehr sahen; von Manen oder Lemuren wird erzählt, von fackelschwingenden Furien oder von Feuerschriften, die Iupiter höchstpersönlich mit Blitzen an den sich plötzlich verdunkelnden Himmel geschrieben hat. Mancher Dahergelaufene soll sich inzwischen von Geschichten ernähren, die er anderen abgelauscht hat, und es heißt, man habe in Gallien – so weit sind die Berichte schon vorgedrungen – jemanden erschlagen, weil er es mit

dem Übertreiben übertrieb: Er hatte behauptet, das Meer vor Pompeji sei im Laufe von Stunden um *mehrere hundert Meter* zurückgetreten – eine Behauptung, von deren Richtigkeit man sich allerdings am Ort der Katastrophe noch immer überzeugen kann!

So wird geredet, von Göttern und Furien, vom röchelnden Tod, von einer schwarzen Grünkohl- oder Stierleber-Wolke; Verluste und Opferzahlen werden genannt und, je nach Absicht, unter- oder übertrieben; Wahres und Falsches wird berichtet, Gesehenes und Erträumtes, Gehörtes und Wiedergekäutes, ganz wie es sich nach einer solchen Katastrophe gehört. Nur eins ist auffällig: Niemand nennt die Sache bei ihrem Namen. Niemand spricht es aus, das Wort, das doch eben noch in aller Munde war: das V-Wort. Und wenn ein Außenstehender es ahnungslos in die Runde wirft, dann passiert es, dass die Anwesenden zusammenzucken; ihr Gesicht nimmt den ungewohnten Ausdruck von Nachdenklichkeit an, den man leicht mit dem der Betroffenheit verwechselt; der Außenstehende beeilt sich, das Thema zu wechseln, andere helfen dem stockenden Gespräch mit freundlichen Belanglosigkeiten auf den Weg. Die Eingeweihten aber wechseln scheue Blicke und sind sich stillschweigend einig, nicht mehr daran zu rühren. Man muss schließlich weiterleben in der geretteten Haut, mit seinen Dummheiten und Schandtaten.

Aus heiterem Himmel? O ja! Der Himmel war heiter – über Misenum. Die Sonne schien – über Capri. Das Meer war von bestechendem Blau, wie es nur selten an späten Oktobertagen zu sein pflegt. Nur über Pompeji lag ein milchiger Dunst. Die Sonnenuhren versagten trotz milchweißer Helligkeit, und die Leute machten sich zu früh auf den

Weg zum Forum, um ja nicht die Rede ihres Kandidaten zu verpassen ...

Vergiss, lieber Leser, alles, was du jemals über Pompeji gehört hast. Vergiss alles, was sie dir darüber erzählt haben. Glaube weder den Besitzenden und ihren Anwälten, die nachträglich die Grundflächen von Villen hochrechnen, noch den armen Schluckern, die sich auf einmal eine schöne Vergangenheit erfinden, nachdem sie jahrelang über buchstäblich alles geklagt und gejammert haben. Glaube nicht den Verzweifelten und Verzagten, nicht denen, die sich als Helden aufspielen, weil sie das unverdiente Glück hatten zu entkommen; glaube nicht den Dichtern, nicht den Historikern, nicht den Mächtigen und nicht den Machtlosen, nicht den Kaisertreuen und nicht den Republikanern, nicht den Auguren und Priestern, nicht den amtlichen Verlautbarungen oder dem Nachrichtenbulletin Roms. Glaube nicht denen, die vorgeblich von nichts gewusst haben, und glaube erst recht nicht denen, die sagen, sie hätten es schon immer gewusst.

Vergiss und lies.

Dies ist der wahre Bericht vom Untergang Pompejis und seiner Bewohner. Dies ist die Geschichte des Vulkanvereins von seinen chaotischen Anfängen bis zu dem Tag, da er sich zu Tode feierte. Aber vor allem ist dies die Geschichte seines Gründers oder jedenfalls des Mannes, der sich dafür hielt. Es ist die Geschichte des vielbewunderten, vielgeliebten, aber auch vielgehassten, des unglaublich schlaunen, aber vielleicht auch ganz mittelmäßigen Bürgers Jowna alias Josephus alias Josse.

Dies ist kein Heldenepos, das die Wirklichkeit in Hexametern verklärt und verkleistert, keine Feier menschlicher Größe, keine Inventur der Wundertaten, wie wir sie gern-

haben, sondern ein schmutziger, saurer, ja womöglich kleinlicher Bericht über ein schmutziges, saures und kleinliches Kapitel der Stadtgeschichte, und es ist klar, dass ein solcher Bericht auf dem Marktplatz der Sensationen keine Chance hat. Niemand möchte das hören. Man wird diese Stimme glatt überschreien. Man wird uns der Miesmacherei und der Niedertracht bezichtigen. Man wird die Darstellung hässlich finden, wo in Wahrheit nur ihr Gegenstand hässlich ist, und man wird die Beschreibung als unwürdig abtun, wo es den Beschriebenen an Würde mangelt. Man wird uns vorwerfen, die Opfer zu verhöhnen. Schlimmer noch, man wird diesen Bericht blasphemisch, beleidigend oder gar unrömisch finden, und auch wenn unser neuer Kaiser plötzlich den Eindruck erweckt, empfindsam geworden zu sein, bleibt abzuwarten, wann er sich des Schwertes als Mittel des Regierens erinnert.

Kurz, wir haben uns entschlossen, diesen Bericht nicht der Meute zu übergeben, die man Öffentlichkeit nennt, denn wir wollen frei sein in unseren Gedanken und Worten. Für die Toten kommt ohnehin jede Warnung zu spät. Deshalb sollen diese Schriftrollen, sobald sie geschrieben sind, fest in einer Amphore verschlossen und an unzugänglicher Stelle verwahrt werden, auf dass sie irgendwann von denen entdeckt werden, die nach uns die Erde bewohnen.

Aber werdet ihr euch noch für unsere Geschichte interessieren? Werdet ihr unsere Winke verstehen? Werdet ihr euch die Mühe machen, unsere Zeichen zu deuten, und daraus euren Nutzen ziehen?

Immer fühlen sich ja die Gegenwärtigen den Vergangenen überlegen. Immer glauben sie, es seien schon alle Fehler gemacht und sie selbst seien endlich angekommen bei der letzten Erkenntnis. Sie lachen über die verqueren Vor-

stellungen der Alten, fühlen sich abgestoßen von ihrer zurückgebliebenen Moral. Sie erfinden neues Kriegsgerät und neue Umgangsregeln. Sie halten ihr Wissen für gültig und sich selbst für vollendet. Sie begreifen nicht, dass auch sie nur Vorübergehende sind.

Wusstest du, Leser, dass das Wort *Kapitol* von den Etruskern herkommt? *Caput Oli*: der Schädel des Olus. Das Kapitol ist ein Grabhügel. Das Römischste aller Heiligtümer ist auf Knochen erbaut. Ist es nicht sonderbar, dass die unterworfenen Städte heute der Mode frönen, in ihrer Mitte ebenfalls *Kapitole* zu errichten?

Nichts wiederholt sich. Die Geschichte geht nicht auf platten Füßen im Kreis. Keine Katastrophe passiert zweimal auf dieselbe Art. Und, ja, vielleicht werdet ihr, die ihr eure Häuser auf unseren Gräbern errichtet, klüger, vernünftiger, reifer sein als wir. Dann wäre dieser Bericht überflüssig geworden. Nehmt ihn als Farce! Lest ihn zu eurem Vergnügen! Und wenn ihr euch nicht an unserer Dummheit erfreuen mögt, erfreut euch, ihr Kommenden, an eurer Weisheit.

Aber genug der Vorrede. Beginnen wir! Lassen wir die Toten auferstehen! Erinnern wir uns an den Tag, an dem Jowna alias Josephus alias Josse aus der bleichen Anonymität seines Daseins heraustrat und seine Rolle in der Stadtgeschichte zu spielen begann.

ERSTER TEIL

Erste Rolle. Die Rede im Hühnerstall

Es war im Jahr 830 nach Gründung der ewigen Stadt Eoder, nach pompejanischem Zeitmaß, fünfzehn Jahre nach dem Großen Beben (das sich als Vorbote des Untergangs erweisen sollte), als ein gewisser Josse, wie er von seinen Freunden genannt wurde, im Hühnerstall eine Rede hielt, die es nachträglich zu Berühmtheit bringen sollte.

Viel ist über diese Rede gesagt worden. Brillant soll sie gewesen sein. Wie eine Axt! Und doch so raffiniert, von sophistischer Schläue ... Und wenn sie nicht unter den Trümmern verschüttet wäre, könnte man sie nachlesen, denn Josse hat seine Rede später – aus der Erinnerung – aufgeschrieben. Allerdings hat er sie im Laufe der Zeit hier und da korrigiert, und dabei wurde sie naturgemäß immer klüger. Und immer länger.

In Wirklichkeit war es nicht mehr als ein Satz, den er damals herauspresste. Er war, jedenfalls am Beginn seiner Karriere, keineswegs der große Redner, als den ihn die meisten später ansahen. Ganz im Gegenteil, er war – trotz des geheimen Glaubens, zu etwas Höherem berufen zu sein – wortkarg, beinahe verstockt, was wohl vor allem darin seinen Grund hatte, dass er glaubte, sich für seine Zähne schämen zu müssen. Er kriegte buchstäblich das Maul nicht auf, bellte allenfalls Satzketten heraus und achtete stets darauf, die Zähne nicht zu entblößen.

Aber wer war er eigentlich, dieser Josse? Später hat er behauptet, er stamme aus einer Unternehmerfamilie, ja sogar aus dem pannonischen Adel, während er bei anderer Gelegenheit betonte, er komme von unten, aus dem Volk. Die Wahrheit ist: Sein Vater, der den Namen Jazyg trug (obwohl er nichts mit dem legendären Reitervolk zu tun hatte), hatte eine Metzgerei in Pannonien besessen und war wegen der ständigen Grenzkriege mit jazygischen und dakischen Stammesfürsten mit seiner Familie zuerst nach Rätien, dann weiter nach Kampanien geflohen, wo er Wohlstand und Sicherheit erhofft hatte. Das war fünf Jahre vor dem Großen Beben gewesen oder, nach römischer Zeitrechnung, im Jahr 809 nach Gründung der Ewigen Stadt. Fortan nannte er sich Jacobus und mühte sich redlich, ein richtiger Römer zu werden: Er ahmte mit Leidenschaft alles nach, was er für römisch hielt, äußerte niemals Kritik und erzählte tapfer Witze weiter, die er nur halb verstanden hatte. Bis zu seinem Lebensende sprach er ein jämmerliches Latein, war jedoch überzeugt, er beherrsche die Sprache, und gab seine Fehler, wenn sein Sohn ihn verbesserte, für kampanische Mundart aus.

Tatsächlich gelang es Jazyg, eine Metzgerei in der – damals noch prosperierenden – Provinzhauptstadt Pompeji zu eröffnen. Allerdings gab es keinen Mangel an Metzgereien in der Stadt, und die Leute kauften selbst dann noch zögerlich bei dem Neuen, als er sein Fleisch zum Einkaufspreis zu veräußern begann, was ihm den Unmut der Innung eintrug. Zudem war sein Geschäft ungünstig gelegen, sodass sich alle optimistischen Berechnungen bald als hinfällig erwiesen. Es dauerte keine drei Jahre, bis er bankrottging. Den Rest seines Lebens schuftete er als Sackträger oder Handlanger, um die dreitausend Sesterze Schul-

den abzutragen, die übrig geblieben waren: eine lächerliche Summe für jemanden, der Geld hat; nicht aber für jemanden, der mit Mühe seine Familie ernährt.

An Pannonien erinnerte sich Josse nicht. Er war kaum drei Jahre alt gewesen, als seine Eltern weggingen. Wohl aber erinnerte er sich an die Metzgerei seines Vaters in Pompeji. Er erinnerte sich an den Geruch des warmen Blutes, das in einem großen Kessel gerührt wurde; daran, wie sein Vater mit einem Beil die Hufe von den Keulen abtrennte; an die Schreie der zum Schlachten geführten Schweine, die man durch den Fußboden hindurch bis ins obere Zimmer hörte.

»Woher wissen die Schweine, dass sie sterben müssen?«

»Das sagt ihnen der Instinkt«, erklärte sein Vater.

Und Josse stellte sich den Instinkt als eine kleine Gestalt vor, unsichtbar wie ein Gott, die den Tieren etwas ins Ohr flüsterte: der Gott der Schweine. Aber hatten denn Schweine Götter?

Jazyg war zu sehr mit seiner Metzgerei beschäftigt, um solche Fragen zu beantworten. Aber auch später, als er nur noch die Schulden abtrug, die er angehäuft hatte, blieb ihm kaum Zeit für seinen Sohn. Er schuftete zwölf oder vierzehn Stunden am Tag, und wenn es ihm nicht gelang, Arbeit zu finden, lag er mit schmerzenden Knochen auf dem Bett und machte sich Vorwürfe.

Josse erinnerte sich nur an einen einzigen kleinen Ausflug mit seinem Vater. Es muss drei oder vier Jahre vor dem Großen Beben gewesen sein und kurz nachdem Jazyg seine Metzgerei aufgegeben hatte, womöglich unmittelbar danach, in jenem Moment der Erleichterung, der mit dem Aufgeben ja auch immer verbunden ist – an einem dieser Tage nahm er den Vierjährigen mit in die Stadt, um ihm zu

zeigen, wo die Demokratie wohnt, auf die er, der Neupompejaner, so stolz war.

Nach Josses Erinnerung war es ein Feiertag, allerdings trat der Magistrat an Feiertagen nicht zusammen. Aber die Stimmung war feierlich, sein Vater trug ausnahmsweise keine Arbeitskleidung, die Sonne schien mild, und der weiße Marmorboden des Forums glänzte vor Sauberkeit. Vielleicht rührte die Feierlichkeit auch von den Männern her, die einzeln oder in kleinen Grüppchen über den Platz schritten, plaudernd, sich gegen die Sonne abschirmend, manche mit Schriftrollen unterm Arm. Sie trugen allesamt reinweiße Togen, ihre Gesichter waren glattrasiert, und im Gegensatz zu seinem Vater, der immer in Eile war, bewegten sich diese Leute geradezu provozierend gemächlich. Sie schlenderten auf das große Eckgebäude am Rande des Platzes zu und verschwanden lautlos darin. Das Gebäude hieß die Große Basilica. Dort fand die Demokratie statt: ein Spiel mit schwarzen und weißen Steinchen, die man in eine Urne warf, wie ihm sein Vater erklärte. Der Vierjährige wunderte sich ein wenig, dass diese ernsten Herren sich mit einem Würfelspiel beschäftigten. Aber was ihn noch stärker umtrieb: Wer durfte mitspielen?

Sein Vater jedenfalls nicht, so viel begriff Josse. Er unterschied sich schmerzlich von diesen reinweißen Gestalten. Und anstatt die heilige Ehrfurcht, die sein Vater vor diesen Männern empfand, zu teilen, entdeckte Josse an jenem Tag die Scham. Er begann, sich für seinen Vater zu schämen: für seinen jämmerlichen Akzent und für seine Armut und für seinen Blutgeruch, den er nie loswurde und dessen er sich ebenso wenig bewusst war wie seines Akzents. Je älter Josse wurde, desto mehr verachtete er seinen Vater, er durchlitt sogar Anfälle von Hass, und erst als der Alte,

nachdem er tatsächlich seine Schulden abbezahlt hatte, erschöpft umfiel und nicht wieder aufstand, als er im Feuer aus altem Bauholz verbrannt wurde, und der Nieselregen den Rauch niederdrückte und Josse glaubte, er atme ihn, seinen Vater, ein – erst da rannen ihm die Tränen über die Wangen angesichts der restlosen Vernichtung dieses Elends.

Auch für seine Mutter schämte er sich. Jadwiga gehörte zu jenen Frauen, die schon alt geboren schienen. Dabei war sie einmal eine Schönheit gewesen, Josse verdankte ihr, ohne es zu wissen, sein Gesicht und seine tadellose Haltung. Aber das Leben hatte sie gekrümmt und ihr tiefe Sorgenfalten eingeprägt. Anders als ihr Mann neigte sie keineswegs zu falschem Optimismus, aber sie klagte auch nicht; sie hatte sich daran gewöhnt, dass das Leben gegen sie war. Die große Erfahrung ihres Daseins bestand darin, dass man dem Schicksal nicht entflieht. Sie hatte alles aufgegeben, war Hunderte Meilen gewandert; was Flucht bedeutete, konnte sie niemandem erzählen, und nicht nur, weil sie die Sprache schlecht beherrschte. Der Weg, der Hunger, die Angst; das Gefühl, der rauen Welt ausgeliefert zu sein. Aber vor allem: der Verlust der Heimat, die Fremdheit. Und wozu das alles? Um hier, im gepriesenen Italien, den letzten Rest des Ersparten zu verlieren. Sie hätte verrückt werden können, aber sie wurde gleichgültig. Sogar ihrem Mann gegenüber, der sich an ihrer Seite totschuf-tete.

Wenn es einen Grund gab, dass Jadwiga nicht einfach zu atmen aufhörte, dann war es ihr Sohn Jowna – denn so hieß er eigentlich; ihr Mann hatte ihn in der Schule als Josephus eingetragen, in der irrigen Annahme, es handle sich um einen römischen Namen. Aus Josephus wurde

bald Josse, was Jadwiga als roh und stechend empfand. Sie nannte ihn beharrlich weiter Jowna, und das weiche *w* ihrer Muttersprache umfing das Wort wie eine Liebkosung. Für ihn stand sie morgens auf, für ihn ging sie weiter durch die Mühle des Lebens, kochte, buk an den freien Tagen Käsefladen, seine Liebesspeise, und flocht von früh bis spät Weidenkörbe, um wenigstens für ein oder vielleicht zwei Jahre das Schulgeld bezahlen zu können, obwohl sie von den geschälten Ruten Ekzeme an den Unterarmen bekam.

Aber Josse hatte keine Lust auf Schule. Er hatte keine Lust, vor dem Morgengrauen aufzustehen. Das chorische Sprechen auswendig gelernter Verse demütigte ihn. Er war zu stolz, um sich den Regeln der Mathematik zu unterwerfen.

Ein Jahr lang besuchte er den Unterricht widerwillig, aber mehr oder weniger regelmäßig, nicht so sehr wegen der endlosen Ermahnungen seines Vaters, sondern weil er die stumme Enttäuschung seiner Mutter schwer ertrug – bis sich das Schulproblem von selbst löste. Eines Nachts nämlich wurde er davon wach, dass Gegenstände aus dem Küchenregal fielen. Am nächsten Morgen war die halbe Stadt zerstört. Es gab kein Wasser, kein Brot, die Straßen waren von Schutt verstopft. Und während man überall mit dem Beräumen von Trümmern und dem Bergen von Toten beschäftigt war, begann für Josse eine Epoche paradiesischer Verwahrlosung.

Zusammen mit seinen Freunden durchstreifte er die Ruinen der Oststadt, bis sie zum Abendessen gerufen wurden. Anfangs waren sie zu dritt: Josse, Mugo und Felix, den sie aus unklaren Gründen Fisch nannten. Mugo, lang und altklug, war der Sohn einer Haarschneiderin. Einen Vater

hatte er nie gehabt; das war ein Defizit, das Mugo durch Informationen ausglich, die er von seiner Mutter aufschnappte. Der Fisch dagegen war gedrungen und robust und zeigte stolz die Striemen vor, die ihm sein Vater zufügte. Beide waren Josse ergeben; und wenn sich ihnen nach und nach weitere Verwahrloste und Streunende anschließen wollten, so verstand Josse es stets, jeden zu vergraulen oder abzustoßen, der nicht seine Oberhoheit akzeptierte. So wurde er allmählich zum Anführer einer kleinen Bande – einfach aufgrund seines Anspruchs, es zu sein.

Über die Bandenjahre gibt es nachträglich überraschend wenig zu berichten, auch wenn Josse später dazu neigte, sie zu einer heroischen Epoche zu verklären. Es schien kein Zeitmaß zu geben. Die Jahre vergingen, ohne dass man der Zukunft näher kam. Die Sommer waren endlos, aber wenn man Josse gefragt hätte, was während dieser Sommer eigentlich geschehen war, wäre ihm wenig eingefallen. Einmal hatten sie bei riskanten Grabungen in den Ruinen einen alten Bronzekessel erbeutet; und einmal, als sie sich schon in fernere Stadtbezirke wagten, sogar eine Silbertasse, die sie für eine viel zu geringe Summe auf dem Kleinmarkt verscherbelten. Als sie älter wurden, lieferten sie sich kleine Gefechte mit anderen Banden oder jagten hin und wieder ein paar betrunkenen Touristen, die aus der näheren oder auch ferneren Umgebung ins Amphitheater oder in die legendären, aber heruntergekommenen Bordelle der Stadt strömten, ein paar Asse ab. Hauptsächlich aber gaben sich Josse und seine Kumpane heroischer Untätigkeit hin: Tagelang lagen sie im Gras hinter irgendeiner ruinösen Mauer, spuckten Kirschkerne um die Wette, leerten gemeinsam ihre erste, widerwärtig schmeckende

Amphore Wein (die der Fisch seinem Vater gestohlen hatte) und begannen, kaum dass der Schatten eines Flaums die Oberlippe bedeckte, über die Beschaffenheit des Weibes zu rätseln und sich über Interpretationen obszöner Kritzeleien zu streiten, die sie auf den Hauswänden entdeckten. So reifte Josse zum Mann – fast ohne es zu merken.

Die einzige regelmäßige Tätigkeit, der er irgendwann nachzugehen begann, war das Training auf der Großen Palästra, das der Ertüchtigung der verweichlichten pompejanischen Jugend dienen sollte. Tatsächlich hatte die Stadt seit ihrer Kolonialisierung keinen Krieg mehr erlebt. Die Teilnehmerzahlen waren gering, es fehlte den jungen Zivilisten die Motivation, ihre Körper in ausdauernden Übungen für den militärischen Einsatz zu stählen, obwohl die Trainingsstunden, die im Auftrag der Stadt von Trebius Gallus durchgeführt wurden, kostenlos waren. Trebius war gerade aus dem Judäischen Krieg zurückgekehrt (nur sein rechter Unterarm war dortgeblieben). Er war Decurio einer Hilfstruppe gewesen. Seine Stimme war darauf trainiert, den Höllenlärm der Belagerungsmaschinen zu über-tönen, und mit dieser Stimme schindete er seine Schutz-befohlenen auf der Palästra, als würde er an ihnen den Verlust seines Arms rächen wollen.

Dabei meinte er es gut. Er fand es richtig und nützlich, wenn junge Menschen geschunden und angeschrien wurden, wie er selbst einst geschunden und angeschrien worden war. Und seltsamerweise hatte Josse wirklich das Gefühl, hier meine es jemand gut mit ihm. Trebius beschäftigte sich mit ihm, erklärte ihm, wie er seinen Leib am besten vor Pech und Steinen schützte, die es von einer imaginären Festungsmauer herabregnete; er brachte ihm bei, was eine Finte ist und wie man einen Schild im Kampf handhabt. Und

wenn Trebius ihm mit seiner übrig gebliebenen Hand auf die Schulter klopfte und ein paar anerkennende Worte grummelte, schluckte Josse vor Rührung.

Aber er stärkte auf der Großen Palästra nicht nur Muskeln und Ausdauer, sondern er lernte auch etwas über Taktik und Strategie. Er lernte, seine Angst zu unterdrücken und sich vor einem Kampf in einen Zustand der Ruhe und des Gleichgewichts zu bringen. Er lernte, seinen Gegner abzuschätzen und dessen Schwächen und Stärken zu erfassen, anstatt blindlings draufloszuschlagen. Er lernte es, mit seinen Kräften zu haushalten, sie im rechten Moment einzusetzen. *Konzentration* nannte es Trebius, und auch wenn er in allen anderen Lebensbereichen ein ziemlicher Idiot war – von Konzentration verstand er was.

Manchmal lud Trebius ihn noch zu einem Becher Wein in die sogenannte Gladiatorenkneipe ein, wo sich die Veteranen des Jüdischen Krieges trafen, um sich gegenseitig daran zu erinnern, wie sie in Jerusalem die Freiheit verteidigt hatten. In ihren Berichten schien der Krieg eine erstaunlich dreckige, hinterhältige Angelegenheit zu sein, wobei es natürlich stets die andere Seite war, die sich dreckiger und hinterhältiger Methoden bediente. Sie berichteten von den Todesschwadronen der Juden, die durch geheime Gänge die Festung verließen und nachts über das römische Lager herfielen; oder von der berühmten Westhalle, auf die die Juden ein paar hundert römische Kämpfer gelockt hatten, um die Halle dann anzuzünden. Auch den Verlust seines Arms verdankte Trebius der Hinterhältigkeit der Juden.

Er war der Kommandeur einer Rammschildkröte gewesen: eines Rammbocks auf Rädern, der mit einem spitzen

Dach aus Palmenholz und Eisenplatten versehen war, das die Besatzung vor Steinen und heißem Pech schützen sollte, während sie stunden- oder sogar tagelang in monotonem Rhythmus den an Ketten hängenden Eichenstamm in die Mauer rammte. Eines Tages nun war es den Juden gelungen, den Damm, der eigens für die Schildkröte errichtet worden war, damit sie an der richtigen Stelle ange-setzt werden konnte, zu unterminieren. Vom Keller eines Festungsturms aus hatten sie einen Stollen gegraben, ihn mit ölgetränkten Balken abgestützt und diese angezündet, während die Maschine im Einsatz war. Trebius erinnerte sich, wie der Boden nachgab und wie das tonnenschwere, sieben Meter lange Gerät einsank, sich schräg stellte. Solange es aufrecht stand, trafen die von der Festungsmauer herabgeworfenen Steine in einem ungefährlichen Winkel auf das extrem spitze Dach. In der Schräglage aber konnte es den Angriffen nicht mehr standhalten. Es wurde von Steinen durchschlagen, brennendes Pech drang ein, die Konstruktion fing Feuer. Und wer nicht verschüttet worden war und dem Feuer entkam, dem schickten die Juden ihre Speere und Armbrustpfeile nach. Dass sein Arm zerquetscht war, merkte Trebius erst, als er – als Einziger – wieder im Lager ankam.

Natürlich waren sich die Veteranen darüber einig, dass die Opfer nicht umsonst gewesen seien. Für die Verteidigung Roms war kein Opfer vergebens. Wieso Rom aber ausgerechnet dort, in Jerusalem, verteidigt werden musste, blieb Josse unklar. Und bei aller Bewunderung für die Veteranen – eine militärische Laufbahn zog er lieber nicht in Betracht.

Mit siebzehn hatte er die Idee, Isis-Priester zu werden, und diente sich sogar als Helfer an. Allerdings flog er schon

nach wenigen Wochen wieder raus, weil er im verbotenen Raum der Isis-Statue dabei erwischt worden war, wie er sich selbst befriedigte. Man muss die pompejanische Isis gesehen haben, um dem Siebzehnjährigen diesen Fehltritt durchgehen zu lassen. Also zog er, wenn er nicht auf der Palästra das Prügeln trainierte, weiter mit seiner Bande umher, schlief bis in den Mittag, träumte von unbestimmtem Ruhm und ließ sich nur selten, wenn er unbedingt ein paar Asse brauchte, hinreißen, sich als Tagelöhner auf einer Baustelle zu verdingen.

So vergingen Tage und Jahre, unmerklich und zäh, und dann, im Rückblick, doch wieder erstaunlich schnell. Manchmal, wenn er nach dem Konsum des elenden, geharzten Gesöffs, das man in der Wirtschaft der Asellina Wein nannte, in der Nacht aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte, überkam ihn der Jammer. Er wälzte sich hin und her, hörte das Poltern der Räder auf dem Basaltpflaster. Er sah das Mondlicht durch die Ritzen zwischen Dachsparren und Wand und die Fledermäuse, die an den undichten Stellen in irgendwelche Zwischenböden huschten, aus denen ihr Kot auf die Bettdecken fiel. Seit dem Tod seines Vaters lebten seine Mutter und er in dieser Dachkammer, die sie für ein überhöhtes Entgelt bei einer gewissen Iulia Felix mieteten. Der halbe Verdienst seiner Mutter ging für die Miete drauf, und Josse fragte sich, wie es mit ihm weitergehen solle, wenn seine Mutter starb.

In solchen Nächten geschah es, dass er bedauerte, sich in der Schule so wenig Mühe gegeben zu haben. Von Reue geplagt, beschloss er, nicht mehr zu trinken und auch nicht mehr müßig mit seinen Kumpanen herumzuhängen, sondern mit irgendetwas zu beginnen. Er fing an, wieder Lesen zu üben (wobei sein Lesestoff in Ermangelung von

Büchern vor allem in den Wandschmierereien an pompejanischen Hauswänden bestand – eine unerschöpfliche Anhäufung von Volksweisheiten und Obszönitäten). Er ging sogar Holz sammeln und Wasser holen, reparierte die Dielen und versuchte, die Ritzen in der Zwischendecke zu verstopfen. Aber so, wie seine Anfälle von Rastlosigkeit kamen, vergingen sie auch wieder. Josse spürte, dass ihn von jenen Herrschaften, denen er gern zugehören würde, mehr trennte als nur der Arbeitswille und die Fähigkeit, fließend zu lesen.

Es war einer dieser endlosen Nachmittage im Mai. Wie so oft verbrachten sie ihre Zeit damit, auf den Abend zu warten: Josse, Mugo, der Fisch, außerdem der rotbärtige Toni, Sabinus, der Spieler, der stämmige Paquius und Balbus, die Katze genannt, weil er jede Mauer hochkletterte. Die Sonne stand hoch über Pompeji, die Steine waren warm, auf den Brachen vergilbte das Gras – fünfzehn Jahre nach dem Großen Beben gab es noch immer Ruinen in der Nordoststadt. Die sieben jungen Leute lungerten zwischen den Mauerresten herum und langweilten sich, stritten aus lauter Übermut darüber, ob Crescens, der Netzkämpfer, oder Samus mit dem Kurzsword der Größere unter den Gladiatoren der Fortunatus-Schule sei; ob es Juden schwarzer Hautfarbe gebe; ob in Arabien fliegende Schlangen die Obstbäume bewachten, wie es Tonis verstoffener Vater bei Herodot gelesen haben wollte – lauter Fragen also, die für ihr Fortkommen von ungeheurer Bedeutung waren und daher gewöhnlich auch nicht durch Argumente, sondern durch Prügelei entschieden wurden, wobei Josse streng überwachte, dass man sich nach den Regeln schlug. Im Fall der fliegenden Schlangen schlug

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vorrede | 7 |
| ERSTER TEIL | 15 |
| Erste Rolle. Die Rede im Hühnerstall | 17 |
| Zweite Rolle. Die Vision | 45 |
| Dritte Rolle. Der Sommer der Liebe | 67 |
| ZWEITER TEIL | 101 |
| Vierte Rolle. Christenverdacht | 103 |
| Fünfte Rolle. Bahati | 129 |
| Sechste Rolle. Der Oktoberaufstand | 153 |
| DRITTER TEIL | 163 |
| Siebte Rolle. Livia | 165 |
| Achte Rolle. Der Klang der Welt | 197 |
| Neunte Rolle. Der Monte Somma | 217 |
| VIERTER TEIL | 227 |
| Zehnte Rolle. Zum Wohle der Allgemeinheit | 229 |
| Elfte Rolle. Die Kunst der Rede | 243 |
| Zwölfte Rolle. Die Gründung | 253 |

| | |
|---|-----|
| FÜNFTER TEIL | 269 |
| Dreizehnte Rolle. Die Farbe des Lebens | 271 |
| Vierzehnte Rolle. Der Priester des Vulcanus | 289 |
| Fünfzehnte Rolle. Höhenluft | 303 |
| | |
| SECHSTER TEIL | 315 |
| Sechzehnte Rolle. Wahlkämpfe | 317 |
| Siebzehnte Rolle. Der Kobold | 339 |
| Achtzehnte Rolle. Asche und Stein | 349 |
| | |
| Hinweise und Nachweise | 359 |
| | |
| Dank | 361 |